

Digitalisierung analoger Sammlungen sowie deren Kuratierung stellen, und veranschaulichte diese anhand praktischer Beispiele. – Auf der Mitgliederversammlung der Kommission, die im Rahmen der Tagung stattfand, wurde als inhaltlicher Schwerpunkt die bereits in Berlin begonnene Debatte um eine eigene Schriftenreihe der Kommission fortgeführt. Dabei wurden verschiedene Möglichkeiten des Hybrid-Publishing in Betracht gezogen, um sowohl Online- als auch Print-Publikationen möglich machen zu können. Die SprecherInnen der Kommission wurden mit der weiteren Ausarbeitung einer Strategie beauftragt.

Bei den SprecherInnen selbst hat sich eine Neuerung ergeben, da die GründungssprecherInnen Gertraud Koch und Manuel Heib nach drei Jahren im Amt nicht erneut kandidierten, ebenso auch Sanna Schondelmayer, die seit einem Jahr die Gruppe der PostdoktorandInnen unter den Sprechern vertrat. Die Teilnehmenden dankten allen dreien für die gute Aufbauarbeit. Als neue SprecherInnen wurden Manfred Faßler, Ina Dietzsch (Basel) und Christoph Bareither (Tübingen/Berlin) einstimmig gewählt. Manfred Faßler sprach dann auch die Einladung aus, die nächste Tagung der Kommission am Frankfurter Institut auszurichten. Dieses Angebot wurde einstimmig angenommen. Die Tagung fand inzwischen vom 19. bis 21. Februar 2015 statt.

Christian Elster/Maximilian Jablonowski

Subjektorientiertes Deuten. Kontext und Praxis der ethnografischen Feldforschungssupervision

Symposium an der Universität Bremen, 20. – 21. Juni 2014

Das von der Arbeitsgruppe Ethnografische Reflexion (Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm) in Zusammenarbeit mit dem Institut für Ethnologie und Kulturwissenschaft an der Universität Bremen durchgeführte Symposium führte die Auseinandersetzung mit einer Thematik fort, die von VertreterInnen einer reflexiven Ethnografie seit langem prononciert verfolgt wird: die zentrale Rolle der Forschenden in Interaktion mit ihren Feldern. Aber wie lässt sich die Subjektivität im Forschungsprozess methodisch fassen? Einen Weg dazu bietet die Zürcher Ethnopsychanalyse, mit der unbewusste Anteile des Forschungsprozesses der Analyse zugänglich gemacht werden können. Diese wurde in den Nachfolgedisziplinen der Volkskunde nicht nur rezipiert, sondern auch praktiziert. In den 1990er-Jahren gründeten sich an mehreren Instituten Interpretationsgruppen zur Unterstützung selbstreflexiven Forschens. Auf Anregung von Utz Jeggle entstand nach einem Konzept von Barbara Wittel-Fischer die Tübinger Supervisionsgruppe für FeldforscherInnen, in Bremen entwickelte Maya Nadig die Methode der ethnopsychanalytischen Deutungswerkstatt. Die Einrichtung einer Deutungswerkstatt an der Universität Graz, eine Präsentation der Methode auf der Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn 2013

und ein Aufsatz in dieser Zeitschrift brachten die Methode verstärkt in die Diskussion. Diese wurde im Bremer Symposium fortgesetzt. Nach einem Grußwort von *Michi Knecht* (Bremen) vermittelten Erfahrungsberichte aus bestehenden Interpretationsgruppen anschaulich Methodik und Ergebnisse des subjektorientierten Deutens, während in offenen Diskussionsrunden epistemologische und politische Fragen zur Diskussion gestellt wurden.

Im Mittelpunkt der fünf Werkstattberichte stand die Reflexion von Prozessen der Übertragung und Gegenübertragung zwischen Forschenden und Feld. Anhand ihrer Dissertation zur materiellen Kultur des Strickens diskutierte *Lydia Arantes* (Graz) das Problem, beim Verfassen und Reflektieren des Feldtagebuchs zu entscheiden, welche ihrer Eindrücke sich auf das Feld beziehen und damit relevant sind. Sie hob den Nutzen der Deutungsgruppe für die Erzeugung wissenschaftlicher Distanz zu den eigenen Notizen wie auch dem Feld selbst hervor. – *Sebastian Kestler-Joosten* (Würzburg) forscht zum Erzählen über US-amerikanische Besatzungssoldaten in einer süddeutschen Kleinstadt. Er ging auf die Rolle des ‚Fallgebers‘ ein, d.h. der Person, die in einer Supervisionsgruppe Textmaterial zur Bearbeitung bereitstellt. Er beschrieb seine Irritation und Frustration, als die Gruppe an seinen Erwartungen vorbeiassoziierte. Erst nachdem er diese Gefühle als Abwehr gegenüber den Deutungen der Gruppe verstand, konnte er die Ergebnisse der Sitzung produktiv nutzen. – *Elisa Rieger* (Graz) forscht zu Praktiken der buddhistischen Meditation. Die damit verbundenen sehr persönlichen Erfahrungen sind durch Interviewfragen oder Beobachtungen schwer greifbar. Rieger führte aus, wie das in Interviews Gesagte erst in der teilnehmenden Beobachtung aufgrund einer emotionalen Involviertheit der Forscherin nachvollziehbar wurde. Introspektion zeigte sich als wesentlich für den Erkenntnisprozess ihrer Feldforschung. – *Elisabeth Mauerhofer* (Graz) untersuchte die Widerstandskultur in einem transsylvanischen Dorf, das einem Tagebauprojekt weichen soll. Anhand einer irritierenden Interviewsituation zeigte sie, wie sich in den emotionalen Beziehungen zwischen BewohnerInnen und Forscherin die Geschichte des Dorfes und der aktuelle Kampf der BewohnerInnen gegen das Bergbauprojekt widerspiegelten. – Die Psychologin *Ann-Madeleine Tietge* (Hannover) forscht über die Beziehungen heteronormativitätskritischer Paare. Im Unterschied zu den ethnografischen Ansätzen, bei denen sich die Deutung auf die Beziehung des forschenden Subjekts zum Untersuchungsfeld richtet, arbeitet ihr tiefenhermeneutischer Zugang mit der Gegenübertragung auf die Interviewäußerungen der Befragten.

In drei offenen Diskussionsrunden mit Impulsreferaten wurde eine Positionierung der in den Deutungs- und Supervisionsgruppen entwickelten Methode vorgenommen. Thema der ersten Runde war die Positionierung im Kontext neoliberaler Wissenschaftskultur. *Katharina Eisch-Angus* und *Marion Hamm* (beide Graz) konstatierten, dass emanzipatorisch motivierte Ansätze aus den 1970er-Jahren heute als gouvernementale Techniken eingesetzt würden. In der Forschungspraxis könne

die Abwendung von dialogischen, kritisch der Gesellschaft zugewandten Ansätzen und die Hinwendung zu einer nach innen gekehrten Introspektion zu einer Wiederkehr des autoritativen forschenden Ich führen, das gegenwärtige Machtverhältnisse nicht mehr in den Blick nehme. Sie plädierten demgegenüber für eine reflexive, dialogische Ethnografie, die die Widersprüchlichkeit erfahrungsgebundenen Wissens aufzugreifen und die daraus entstehenden Irritationen für eine kritische Kulturanalyse fruchtbar zu machen verstehe. – *Judith Kestler* (Würzburg) und *Almuth Sülzle* (Berlin) diskutierten, wie reflexives Forschen gelehrt werden könne. Infolge des Bologna-Prozesses setzten Studierende zunehmend Wissenschaftlichkeit mit quantitativen Verfahren und Eindeutigkeit der Ergebnisse gleich. Obwohl oder gerade weil die Arbeitsweise der Feldforschungssupervision dem widerspreche, trage sie dazu bei, der Verunsicherung in Bezug auf qualitative Methoden entgegenzuwirken, die „Angst vor dem Feld“ zu verstehen, diese zu überwinden und Irritationen nicht als ‚Fehler‘, sondern als Erkenntnismöglichkeiten zu betrachten. Als Voraussetzungen für gelingende Feldforschungssupervision nannten Kestler und Sülzle u.a. die Einbindung in den Lehrbetrieb, Grundkenntnisse des ethnografischen Arbeitens sowie ein eigenes Feldforschungsprojekt, die Absenz von Benotung und weitgehende Abwesenheit von unmittelbaren Abhängigkeitsverhältnissen unter den Mitgliedern der Gruppe.

Die zweite Diskussionsrunde beschäftigte sich mit „Gewichtungen im Forschungsprozess – Zwischen Beziehung-schaffen-zum-Anderen und Hineinhorchen-ins-Selbst“. *Jochen Bonz* (Innsbruck) betonte den zwischen Hinwendung zum und Rückzug aus dem Feld oszillierenden Prozess, wie er von Nadig und Erdheim beschrieben wurde. Mit Bezug auf Paul Willis führte er aus, wie Kontakt- und Konfliktpunkte für das Verständnis des Feldes signifikant sind. – Mit Autoethnografie und Ethnopschoanalyse stellten *Andrea Ploder* und *Johanna Stadlbauer* (beide Graz) zwei „Ansätze starker Reflexivität“ vor. Bei beiden werde die Subjektivität der Forschenden als zentrales Datum der Erkenntnis produktiv gemacht, die Grenze zwischen forschendem Subjekt und erforschtem Objekt werde infrage gestellt, und beide zeichneten sich durch eine starke Sensibilität für emotionale und körperliche Aspekte der Erkenntnis aus. Die Stärke der Ethnopschoanalyse bestehe darin, den Erkenntnisprozess transparent zu machen, während die Autoethnografie den Schreibprozess selbst betone sowie die Textauswahl stärker reflektiere.

In der dritten Diskussionsrunde lotete *Brigitte Becker* (Ludwigsburg) aus, was den Raum der Deutungen des Forschungsmaterials in Supervisions- und Deutungsgruppen schafft und gleichzeitig begrenzt. Ausgehend von ihrer Position als Psychologin und Leiterin einer Supervisionsgruppe definierte sie die Arbeit solcher Gruppen als Suche nach „latent vorhandenen Aspekten des Feldes“, mit dem Ziel, „diese dem bewussten Denken zugänglich zu machen“. Das Konzept des szenischen Verstehens des Psychoanalytikers Alfred Lorenzer heranziehend, stellte sie die Arbeit der Gruppe als Inszenierung dar, die es Forschenden ermögele, aus der Dynamik des Feldes he-

rauszutreten. Becker zufolge schaffen Supervisionsgruppen ein spezifisches Milieu, das gewohnte Sicherheiten entzieht und neue Erkenntnisse ermöglicht. Die Arbeitsform der Supervisionsgruppen könne als Brücke zwischen Introspektion, kognitiver Verarbeitung und handelnd-kommunikativer Anwendung der Ergebnisse verstanden werden.

Ein Glanzlicht war der Abendvortrag von *Maya Nadig* (Bremen) über ihre aktuelle Forschung bei der Gesellschaft der Mosuo in Yunnan (China), bei dem sie auf den Einsatz psychoanalytischer Konzepte bei der Interpretation nicht-westlicher Gesellschaftsstrukturen einging und die Herausforderungen einer Feldforschung beleuchtete, die aufgrund fehlender Sprachkenntnisse vor allem auf Beobachtung angewiesen ist. Für TagungsteilnehmerInnen, die nicht mit diesem methodischen Zugang vertraut waren, mag das psychoanalytisch geprägte Vokabular ungewohnt gewesen sein. Im Ganzen war die Tagung jedoch eine gelungene Mischung aus Einführung in einen methodischen Zugang zu reflexiver Ethnografie und weiterführender Diskussion dieses Zugangs. Es ist zu hoffen, dass der wissenschaftliche Austausch dazu eine Fortsetzung findet.

C. Grasmeier

Erzählen über Katastrophen

8. Tagung der Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Gössing an der Mariazellerbahn, 3. – 6. September 2014

Die diesjährige Tagung der Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde stand unter dem Thema „Erzählen über Katastrophen“ und untersuchte in vier thematischen Sektionen Erzählweisen von Katastrophen: in der deutschsprachigen Literatur, in Feldforschung und qualitativen Interviews, in populären Medien und in Sagen-Überlieferungen. Im Mittelpunkt standen die Fragen, wie Katastrophen erzählend verarbeitet, gedeutet und erinnert werden und welche Wirkung Katastrophen-Erzählungen in der kollektiven Erinnerung und im kulturellen Gedächtnis entfalten.

Im Eröffnungsvortrag der ersten Sektion „Katastrophen in der deutschen Literatur“ skizzierte *Helga Bleckwenn* (Flensburg) exemplarisch etwa an Heinrich von Kleists „Das Erdbeben in Chili“ (1810), Adalbert Stifters „Bergkristall“ (1853) oder Theodor Storms „Der Schimmelreiter“ (1888) Traditionen insbesondere novellistischen Erzählens über Naturkatastrophen. – *Florian Maria König* (Heidelberg) untersuchte Narrativisierungsmodi des Erdbebens vom 26. März 1812 in Caracas in Robert Hellers zweibändigem Roman „Das Erdbeben von Caraccas“ (1843). Dabei machte er zum einen die kompositorischen, inhaltlichen und narrativen Zusammenhänge zwischen dem Erdbeben im zweiten und der Revolution im ersten Band und zum anderen